Einführung

Stephan Braese und Christine Waldschmidt

1 Sprache und (Nicht-)Zugehörigkeit

Gegen Ende ihres Lebens zur Bedeutung der Diaspora befragt, zögert Käte Hamburger, den Begriff auf ihren eigenen Fall anzuwenden. In ihrer Heimatstadt, Hamburg, sei vielmehr der Prozess der Assimilation „bereits vollendet" gewesen. Und sie fügt an: „Man sprach Deutsch, sprach manchmal besser Deutsch als die Deutschen, und man besuchte ein Gymnasium, in dem jüdische und nichtjüdische Schüler nebeneinander saßen." (Koelbl 1989, S. 111)

Die Partie wirft ein signifikantes Licht auf die Bedeutung, die der Sprache in der Geschichte der Jüdinnen und Juden in Mitteleuropa zukommt. Die Beherrschung der deutschen Sprache bildet – hier in der Sicht der Zeitzeugin, die repräsentativ nicht nur für die Angehörigen ihrer Generation steht – sowohl die Voraussetzung als auch das Signum einer vollständigen, einer „vollendet[en]" Assimilation an die nichtjüdische Umgebungsgesellschaft. Die rechtlich-soziale Gleichstellung von Jüdinnen und Juden mit der nichtjüdischen Bevölkerung, wie sie in der Berechtigung, eine öffentliche Schule zu besuchen und dort im paritätischen Nebeneinander zu lernen, beispielhaft angeführt wird, ist diesem Signum auch syntaktisch nachgeordnet.

S. Braese (✉) · C. Waldschmidt
Institut für Germanistische und Allgemeine Literaturwissenschaft, RWTH Aachen, Aachen, Deutschland
E-Mail: s.braese@germlit.rwth-aachen.de

C. Waldschmidt
E-Mail: c.waldschmidt@germlit.rwth-aachen.de

© Der/die Autor(en) 2024

S. Braese und C. Waldschmidt (Hrsg.), *Handbuch Deutschsprachig-jüdische Literatur seit der Aufklärung Bd. 3: Sprachkulturen,* Handbuch Deutschsprachig-jüdische Literatur seit der Aufklärung. Neue Forschungszugänge in Paradigmen,
https://doi.org/10.1007/978-3-662-67563-2_1

Gleichzeitig enthält diese kurze Bemerkung Hamburgers eine Komponente, die dem Bild einer vollständigen Assimilation – wörtlich: ‚Angleichung' – durchaus widerspricht: Denn jüdische Menschen, die „besser Deutsch als die Deutschen" sprechen, stehen durchaus im Widerspruch zu jenem von der Assimilation angestrebten Unsichtbar-Werden, Verschwinden von Kennzeichen des Jüdisch-Seins in der nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaft (vgl. Koselleck 1981, S. 61). Die Beobachtung Hamburgers – die Beobachtung einer nicht kategorialen, aber doch regelmäßig auftretenden sprachlichen Differenz zwischen jüdischen und nichtjüdischen Sprecher:innen deutscher Sprache – steht in einem komplexen Wechselverhältnis zu einer langen Geschichte der Diffamierung der von Juden und Jüdinnen praktizierten Deutschsprachigkeit. Sander L. Gilman hat aufgezeigt, wie sich die pejorative Bewertung sprachlicher Varietäten und Akzente im Kontext des Sprachwandels (z. B. „Mauscheln") im Verlauf des 19. Jahrhunderts in die „allgemeine Annahme einer wesenhaften Andersartigkeit der ‚jüdischen' Sprache" gewandelt hatte, „einer Andersartigkeit, die man nun […] mit dem Wunsch der Juden, zu sein wie die anderen" (Gilman 1993, S. 107–108) in Verbindung brachte. Noch 1956 schreibt Theodor W. Adorno die Verknüpfung zwischen sprachlicher Exzellenz und Unzugehörigkeit am Beispiel Heinrich Heines fort, wenn er formuliert: „Nur der verfügt über die Sprache wie über ein Instrument, der in Wahrheit nicht in ihr ist. […] Seine Widerstandslosigkeit gegenüber dem kurrenten Wort ist der nachahmende Übereifer des Ausgeschlossenen." (Adorno 1981, S. 98) Ohne Frage hat der enorme Assimilationsdruck im 19. Jahrhundert unter Juden und Jüdinnen wiederholt zu einer – auch von Sprachhistoriker:innen beobachteten – „hyperkorrekten Sprachverwendung" (Freimark 1980, S. 260) geführt. Eine entsprechende Markierung jüdischer Figuren der deutschsprachigen Literatur bediente jedoch erneut jene „allgemeine Annahme einer wesenhaften Andersartigkeit der ‚jüdischen' Sprache" (Gilman 1993, S. 107–108), die zu einem antisemitischen Dispositiv geworden war.

1921 – nur wenige Jahre, nachdem Hamburger die Schulbank ihres Hamburger Gymnasiums verlassen hatte – entschied sich Karl Kraus, das bessere Deutsch als das der Deutschen offensiv, mit polemischer Verve, in aller Öffentlichkeit zu verteidigen. Einen nationalistisch motivierten Konflikt in Prag nimmt er zum Anlass, in seiner Zeitschrift *Die Fackel* seine Abscheu auszudrücken vor der „Sprache derer, die zwar deutsch fühlen, aber nicht können." (Kraus [1937] 1997, S. 279) Die Formel revidiert radikal das wirkmächtige Ideologem von der Sprache als genuinem ‚Ausweis' nationaler Zugehörigkeit. Deutsch zu fühlen – also der populäre Inbegriff eines authentischen, genetischen Identisch-Seins mit dem deutschen Ethnos – wird vom Vermögen, deutsch zu sprechen, kategorisch abgetrennt. Tatsächlich verweist die hier in polemischer Zuspitzung eröffnete Opposition zwischen Sprachvermögen einerseits und vorwiegend ‚gefühltem' Deutsch-Sein andererseits auf eine gespaltene Geschichte von jüdischer und nichtjüdischer Bevölkerung mit der deutschen Sprache. Sie – und durchaus keine „wesenhafte Andersartigkeit" – bildet den Quellpunkt differierender Sprachkulturen.

2 Zum Begriff der Sprachkultur

Der moderne Begriff der ‚Sprachkultur' geht zurück auf die Prager Schule, die „die Standardsprache als ihren Hauptforschungsgegenstand" und die Theorie der Standardsprache als „Grundlage der Sprachkultur" (Scharnhorst 2001, S. 223) bestimmt hatte (vgl. Fix u. a. 1999, S. 313). Den Hintergrund bildeten dabei die „Bemühungen um die Stützung und Kultivierung der eigenen Nationalsprache" (Wimmer 1994, S. 254). Die Auffassung von Sprachkultur als Appell zur „Pflege einer standardsprachlichen Norm" (Wimmer 1994, S. 255), aber auch der „Sicherung eines Sprachkulturbestandes" (Wimmer 1984, S. 9) war insbesondere in Ländern des ehemaligen Ostblocks, darunter die DDR (vgl. Techtmeier 1984), einflussreich. In der BRD wurde dagegen ein stärkerer Akzent auf „die Sprachkultivierung im Vollzug, […] die Kommunikationskultur" (Wimmer 1984, S. 9) gelegt. Der Begriff ‚Sprachkultur' wurde zusehends offener; 1988 schließlich stieß Georg Möller im Leipziger Fachblatt *Sprachpflege – Zeitschrift für gutes Deutsch* den Seufzer aus: „Wenn man sich doch darauf einigen könnte, was unter *Sprachkultur* zu verstehen sei!" (Möller 1988, S. 19, Herv. i. O.) 1985 hatte Harald Weinrich „diese offene Begrifflichkeit" (Wimmer 1994, S. 255) in die folgende Definition zu fassen versucht:

> Den Inbegriff eines beweglichen Sprachbewußteins, das kritisch und selbstkritisch ist, das die geltenden Sprachnormen, ohne ihnen hörig zu sein, beachtet und sich in allen Zweifelsfragen des guten Sprachgebrauchs zuerst an der Literatur orientiert, wollen wir Sprachkultur nennen. (Weinrich 1985, S. 17)

Mit seinem Aufsatz *Sprachkultur im 18. Jahrhundert. Über die Erzeugung von Gesellschaft durch Literatur* demonstrierte Karl Eibl bereits kurz zuvor, wie historische Formationen von Sprachkultur als ‚Akteure' in einer Gesellschafts-, Kultur- und Sozialgeschichte gelesen werden können; dass diese Virulenz der Sprachkultur gerade kraft ihrer Standardisierung zuwachse, die schon für die Prager Schule Erkennungszeichen aller Sprachkultur war, zeige wiederum deren anhaltende Traditionsmacht (vgl. Eibl 1985).

Angelika Linkes Untersuchung *Sprachkultur im Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts* (1996) führte zu einer maßgeblichen Erweiterung des Begriffs der ‚Sprachkultur'. Im Anschluss an jüngere pragmahistorische und soziohistorische Zugänge in der Sprachgeschichtsforschung, die auf die Erarbeitung einer „‚Sprachgebrauchsgeschichte'" zielten, wählt sie die Frage danach zum Ausgangspunkt, „wie sich die unterschiedlichen sozialen Lebenswelten, die situativen Anforderungen und Zwänge und die interaktiven Bedürfnisse der Menschen zu unterschiedlichen Zeiten in ihrem jeweiligen Sprachverhalten niedergeschlagen und dieses geprägt haben" (Linke 1996, S. 13–14). Solche „Sprachverwendung" und solche „unterschiedlichen Sprachgebrauchsweisen" (Linke 1996, S. 11, 12) rückt sie ein „in die Reihe *Sprachsystem – Sprachgebrauch – Sprachkultur*" (Linke 1996, S. 1, Herv. i. O.). Die „Frage nach der *Sprachkultur einer Sprachgemeinschaft*" ist für Linke zwingend geknüpft an die Identifikation „der für diese

Gemeinschaft typischen Sprachgebrauchsformen“ (Linke 1996, S. 2, Herv. i. O.), schließlich eines spezifischen „sprachlichen Habitus einer bestimmten Sozialformation“ (Linke 1996, S. 3–4). Die „Rekonstruktion der für eine bestimmte soziale Gruppe charakteristischen Sprachhandlungsmuster sowie deren sozialer und kommunikativer Rahmenbedingungen“ (Linke 1996, S. 42), d. h. auch: einer „Sprachhandlungsgemeinschaft“ (Linke 1996, S. 33), überschreitet „klassische soziolinguistische Zusammenhänge“ dort, wo sie Sprache nicht nur „als *Ausfluss* und *Symptom* gesellschaftlicher und kultureller Verhältnisse“ zu beobachten gedenkt, sondern auch „als ein sozial *kreatives* Phänomen“ betrachtet: „In den jeweils konkreten Sprachhandlungsprozessen werden soziale Verhältnisse nicht nur ausgedrückt und reproduziert, sondern auch aktiv geschaffen“ (Linke 1996, S. 12, Herv. i. O.).

Indem die Sprache durch einen spezifischen Gebrauch sowohl ihre Zeichenhaftigkeit als auch ihre Tauglichkeit als Kommunikationsmedium überschreitet und „eine zentrale Funktion bei der *Konstruktion und Inszenierung symbolischer Ordnungen*“ (Linke 1996, S. 1, Herv. i. O.) übernimmt, nämlich: „*sozialen Status zu inszenieren*“ (Linke 1996, S. 12, Herv. i. O.), wird sie – so Linke – zur Sprachkultur. Mit ihrem kulturanalytisch orientierten „Verständnis von ‚Sprachkultur‘“ verortet sich Linke explizit eher im theoretischen und methodischen Umfeld des *Birmingham Centre for Contemporary Cultural Studies* und der ihm benachbarten Arbeiten von Utz Maas als im Bereich der vor allem auch in der DDR geübten Bemühungen in Richtung einer öffentlichen Sprachpolitik und Sprachpflege mit dem Ziel einer „‚hohe[n] Sprachkultur‘“ (vgl. Linke 1996, S. 1).

Linke zeichnet in ihrer Untersuchung nach, auf welche Weise und wie grundlegend Sprache überhaupt „zum präferierten *Sozialsymbol* des Bürgertums“ (Linke 1996, S. 57, Herv. i. O.) wurde. Dies ist vor allem zwei Momenten geschuldet. Zum einen sei das Medium der Sprache in der Entstehungsgeschichte des modernen Bürgertums am Ausgang des 18. Jahrhunderts als Distinktionsmittel gegenüber den prägnant nonverbalen Verhaltensformen des Adels mit seiner „expressive[n] Leibesgestik“ sowie seiner spezifischen „Bewegungskultur“ (Linke 1996, S. 317) besonders geeignet gewesen. Zum andern jedoch, so betont Linke, erfahre eine gerade sprachlich vermittelte Kultur im Bürgertum charakteristischen Auftrieb dadurch, dass „der ‚emphatische Begriff des Bürgers‘, wie er in der Aufklärung entwickelt wurde, im 19. Jahrhundert letztlich nicht eingelöst wurde und deshalb immer stärker einen verinnerlichten und in gewisser Weise ideologischen Charakter annahm“ (Linke 1996, S. 24). In der Zusammenfassung ihrer Untersuchung, in deren Mittelpunkt die Rekonstruktion verschiedener komplexer Sprachmuster des bürgerlichen Milieus wie des Kompliments und der Konversation, aber auch von Erscheinungen wie dem „Verlust der schönen Stimme“ (Linke 1996, S. 151–155), der Stigmatisierung fehlerhaften Sprechens und Schreibens und der Bedeutung der Lese- und Schreiberziehung im bürgerlichen Elternhaus stehen, formuliert Linke: „Die Funktion der sozialen Abgrenzung, die sich in der Unnachahmlichkeit höfischer Conduite […] ebenso vage wie mächtig manifestierte,

wird in bürgerlichen Zusammenhängen auf das Medium der Sprache übertragen.“ (Linke 1996, S. 318) Den Fluchtpunkt der von Linke rekonstruierten bürgerlichen Sprachkultur bilden „Selbstinszenierung (und Binnendifferenzierung) bürgerlicher Schichten“ und ihre „Abgrenzungsfunktion […] (Abgrenzung in erster Linie und zunehmend nach ‚unten‘, zunächst aber auch nach ‚oben‘), dann aber auch – nach innen gerichtet – [die] Funktion der Selbstversicherung“ (Linke 1996, S. 319–320). Sprachkultur ist im Kontext der von Linke untersuchten „Praxis bürgerlicher Sprachkultur“ konstitutiv durch „die hohe sozialsymbolische Bedeutsamkeit von Sprache“ (Linke 1996, S. 322) bestimmt.

Mit Moses Mendelssohn und Fanny Mendelssohn-Bartholdy nennt Linke neben vielen anderen auch zwei jüdische Zeug:innen für ihre Beobachtungen. Während Mendelssohn mit einer Passage aus seinem Aufsatz *Ueber die Frage: was heißt aufklären?* zitiert wird, in der er das Verhältnis zwischen Sprache, Aufklärung und Kultur präzisiert (vgl. Linke 1996, S. 47), wird Mendelssohn-Bartholdy mit einem Brief angeführt, in dem sie die Abreise eines Freundes auch wegen dessen „löbliche[r] Handhabung der deutschen Sprache“ (Linke 1996, S. 57) bedauert. Im methodischen Design der Untersuchung erscheinen beide wie typische, ja repräsentative Vertreter:innen des deutschsprachigen Bürgertums. Dass beiden Zeugnissen noch andere, ebenfalls sprachkulturell virulente Aspekte anhaften, muss in Linkes Perspektivik unbemerkt bleiben.

Wenn auch schon seit Längerem die Definition von ‚Sprachkultur‘ mit an vorderster Stelle „das Sprachverhalten einer Gesellschaft oder bestimmter Sprechergruppen“ miteinschließt (Techtmeier 1984, S. 391), also eine Sprachkultur keineswegs jeweils einer Sprache im Sinne des Sprachsystems zuordnet, kommt Linkes Untersuchung das große Verdienst zu, herausgearbeitet zu haben, dass sich innerhalb einer Sprache mehrere, ja, eine Vielzahl von Sprachkulturen entwickeln können. Dies wird deutlich im Kontrast dieser Einsicht zur Grundstruktur des nur zwei Jahre zuvor, 1995, erschienenen repräsentativen Kompendiums *Deutsche Sprachkultur. Von der Barbarensprache zur Weltsprache* von Erich Straßner. Das Werk versammelt zahlreiche Zeugnisse aus der Urteilsgeschichte über die deutsche Sprache, das – nach Epochen geordnet, grammatisch, literarisch, fachlich, didaktisch, puristisch und – auf das 20. Jahrhundert und den nationalsozialistischen und kommunistischen Gebrauch beschränkt – ideologisch orientierte Sprachkultur zum Gegenstand hat. Der Sprachkulturbegriff dieser Quellensammlung folgt jener älteren Systematik, die zwar vielen der verwendeten Quellen besonders nahestehen mag, jedoch gleichwohl in Widerspruch zu geraten droht zu Beobachtungen und Forschungsergebnissen auf anderen Feldern der Sprachkultur. Solche Widersprüche, auch Gegensätze, gehören unweigerlich zu den Folgen der oben erwähnten Offenheit des Begriffs. Gemeinsam ist ihnen allen freilich, dass sie mit ‚Sprachkultur‘ wertende Verhältnisnahmen zu Sprachverwendungen und ihren Kontexten beschreiben, Vorstellungen davon, dass sich an der Sprache etwas entscheidet, was in der Welt bzw. Gesellschaft von Belang ist, kurz gesagt: Relevanzgedanken zur Sprache.

3 Deutsche Sprachkultur von Juden

So sehr schon Linkes Erwähnung jüdischer Zeugen – einige von ihnen kommen auch in Straßners Darstellung zu Wort – die Überlegung nahegelegt hat, nach einer spezifischen deutschen Sprachkultur von Juden zu fragen, so war es doch vor allem dem Historiker Dan Diner überlassen, um die Jahrtausendwende hierzu die ersten wichtigen Impulse zu geben. Im Horizont der von ihm verantworteten Forschungsarbeit am Leipziger Simon Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur gab er wiederholt der Beobachtung Ausdruck, dass zu den „imperialen Residuen", die den Juden und Jüdinnen Mittel- und Ostmitteleuropas anhaften würden, gerade auch das Deutsch des österreichisch-ungarischen Kaiserreiches zählen würde. In einem einschlägigen Aufsatz zur „paradigmatischen Bedeutung transterritorialer jüdischer Erfahrung für eine gesamteuropäische Geschichte" verweist er etwa mit Nachdruck auf die spezifische Rolle von Deutsch als vermeintlich genuinem Ausweis einer transnationalen staatlichen Ordnung, ein Deutsch, das nicht nur *lingua franca* in weiten Teilen Europas und Medium zahlreicher Wissenskulturen wurde, sondern schließlich Eingang in Gottesdienst und Gebet der jüdischen Gemeinschaften fand. In welchem Maß Juden und Jüdinnen Deutsch als explizit transkulturelle, übernationale Sprache verstanden hatten, illustriert Diner mit einem Zitat des Dichters und Übersetzers Felix Pollak, das an Kraus erinnert: „Die einen sind deutsch und die anderen können es." (Pollak zit. nach Diner 2006, S. 271)

Mit seinem Buch *Eine europäische Sprache. Deutsche Sprachkultur von Juden 1760–1930* legte Stephan Braese 2010 eine Untersuchung vor, die auf das genannte Desiderat mit einer problemöffnenden Perspektive antwortet. Im Mittelpunkt seiner Darstellung steht die Absicht, in deutscher Sprachkultur von Juden – in Anlehnung an die Vorarbeit von Linke – Sprachgebrauchsformen erkennbar zu machen, die vielfältig durch die Lebensbedingungen von Juden und Jüdinnen in Mitteleuropa im Untersuchungszeitraum geprägt sind. „Sprachkultur wird begriffen", so heißt es in der Einführung,

> als eine soziale und kulturelle Praxis, die geprägt ist durch eine Vielzahl von historischen Bedingungen, als ein bestimmter Modus des Umgangs mit Sprache, der entscheidend beeinflusst wurde durch historische Erfahrungen ihrer Sprecher und die an sie geknüpften spezifischen Bedürfnisse an die Sprache. Gleichzeitig wirkt Sprachkultur als soziale und kulturelle Praxis vielfältig auf ihre Sprecher zurück, wirkt formativ und kreativ. Sprachkultur in diesem Sinn ist eine historisch-kulturelle Metastruktur in Hinsicht auf Sprache. (Braese 2010, S. 12)

Angeführt sind hier vier „grundlegende Komponenten einer deutschen Sprachkultur von Juden" (Braese 2010, S. 17), die – im Singular bezeichnet – in implizitem und explizitem Kontrast zur deutschen Sprachkultur der Mehrheitsgesellschaft bestimmt wird. Zum einen wird „ein – oftmals subjektgeschichtlich verbürgtes – Nahverhältnis zum jüdischen Sprachwechsel vom (West- oder Ost-)Jiddischen zum Standarddeutschen" betrachtet und dessen Ambivalenz betont, die in der Aussicht auf soziale Besserstellung und den Befürchtungen nicht nur konservativer

Kräfte vor schleichender Preisgabe jüdischer Überlieferung bestand (Braese 2010, S. 13–14). Der Sprachwechsel habe sich über das ganze 19. bis hinein ins 20. Jahrhundert erstreckt, sodass er „beispielsweise noch aus der Sicht von Sigmund Freud und Karl Kraus […] erst ein bis zwei Generationen zurück gelegen" habe – während nichtjüdische Deutsche in ihrer Selbstwahrnehmung nicht nur „gleichsam ‚natürlich' in ihre Deutschsprachigkeit geglitten" seien, sondern dieser Eintritt in die deutsche Sprache zudem oft „jenseits einer subjektiven Erinnerbarkeit" (Braese 2010, S. 14) gelegen habe. Das Jiddische, das „nie vollkommen aus der jüdischen Umgebung in Deutschland verschwunden" war (Volkov 2001, S. 231), erinnerte Juden und Jüdinnen stets an diese Erfahrung.

Als zweite Komponente wird die Mehrsprachigkeit als kulturelle Tradition angeführt:

> Das europäische Judentum war seit jeher mehrsprachig gewesen: Diente das Hebräische vor allem religiösen Belangen, fungierte – im mittel- und ostmitteleuropäischen Raum – das Jiddische als Sprache des Alltags; darüber hinaus waren im Umgang mit Mitgliedern der nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaften – etwa in Handel, Verwaltung und Politik – Kenntnisse der jeweiligen Landessprache erforderlich. (Braese 2010, S. 14–15)

Auch wenn die sprachlichen Kompetenzen keineswegs homogen in den jüdischen Gemeinschaften verteilt waren, galt gleichwohl, dass „in der sozialen Lebenspraxis der jüdischen Gemeinschaften Welt und Gegenwart nie nur im Medium einer einzigen Sprache als begreiflich und erkennbar gedacht worden waren, dass jüdische Existenz immer stattgehabt hatte mit und zwischen grundsätzlich mehreren Sprachen und mit jeweilig verschiedenen Funktionen". Dies sei eine „kulturelle Erinnerung" gewesen, die „auch jene Juden deutscher Sprache erreichte, die selbst aktiv an dieser Mehrsprachigkeit kaum oder gar nicht mehr teilhatten" (Braese 2010, S. 15).

Religiöse Dignifizierung und Sakralisierung des Deutschen bildet die dritte Komponente. Hiermit wird die weitreichende Aufwertung der deutschen Sprache für Juden und Jüdinnen bezeichnet, die sie durch Mendelssohns Pentateuch-Übersetzung und ihren Gebrauch in Gottesdienst und Liturgie des Reformjudentums erfuhr. Bereits durch Mendelssohns Übersetzungsprojekt sei die deutsche Sprache – so der Historiker William O. McCagg – im Bewusstsein vieler Juden und Jüdinnen „a nigh holy tongue, a vehicle for specifically religious expression second only to Hebrew" (McCagg 1989, S. 38) geworden. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wuchs ihr der Rang einer „jüdischen Sprache" mit „nahezu religiösem Charakter" (Gotzmann 2002, S. 38) zu. „Diese Momente der religiösen Dignifizierung und der Sakralisierung der deutschen Sprache bilden", so Braese, „eine entscheidende Grundierung deutscher Sprachkultur von Juden mit tief greifenden Wirkungen auch auf die literarische und wissenschaftliche Arbeit von Juden in deutscher Sprache." (Braese 2010, S. 16)

Als vierte Komponente wird der transterritoriale Gebrauch des Deutschen durch jüdische Sprecher:innen in ihrem Gegensatz zur Ethnifizierung der Sprachen im Zeitalter des aufkommenden Nationalismus angeführt. In direktem Anschluss an Diners Hinweis auf die Bedeutung „imperialer Sprachen" für die jüdi-

sche Bevölkerung wird darauf verwiesen, dass die deutsche Sprache „für Juden in Riga und St. Petersburg, Czernowitz, Breslau, Posen, Triest, aber auch in Berlin, Prag und Wien“ auch dann noch „ihre traditionelle Rolle als *lingua franca* aufgeklärter Juden“ erfüllte, nämlich „Kommunikation zu erleichtern und Teilhabe an der ‚Hochkultur‘ zu ermöglichen, ohne ethnische, nationale oder politische Grenzen zu ziehen“, als bereits – gerade auch in deutschen Territorien – der Nationalismus „Sprache zu einem zentralen Kennzeichen ethnischer Zugehörigkeit ernannt, d. h. ethnifiziert“ (Braese 2010, S. 16–17) und damit in einen Faktor im ideologischen Kampf verwandelt hatte. Es ist diese Konstellation, in der Braeses Untersuchung den Beginn der Entfaltung „[e]ine[r] entscheidende Differenz zwischen der deutschen Sprachkultur von Juden und der von Deutschen“ (Braese 2010, S. 17) sieht.

So nahe *Eine europäische Sprache* dem Ansatz Linkes insofern steht, als sie die „Rituale und Traditionen des Sprechens (und Schreibens)“ einer spezifischen Sprachgemeinschaft (Linke 1996, S. 17) zum Ausgangspunkt ihrer Bestimmung einer spezifischen Sprachkultur nimmt, so entschieden ignoriert die Untersuchung die Einsetzung von Sprache als ein ausdrückliches Sozialsymbol, mit Funktionen sowohl der Abgrenzung als auch der Selbstversicherung. Markiert Linke gleichsam eine Art – wenn auch unbewusster – Intentionalität in gesellschafts- und sozialpolitischer Hinsicht als entscheidenden Antrieb der Entfaltung bürgerlicher Sprachkultur, benennt Braese dagegen sprachliche und textuelle Routinen, aber auch soziale Voraussetzungen, die der Ausbildung deutscher Sprachkultur von Juden und ihren etwaigen Intentionen großenteils, geradezu objektiv, *vorgelagert* sind, in sie aber – so die These – konstitutiven Eingang finden. Linkes Sozialsymbol käme am ehesten das Begehren vieler Juden und Jüdinnen im Untersuchungszeitraum nahe, zum einen *Zugehörigkeit* zur Mehrheitsgesellschaft – dies wäre als genuiner Ausdruck der Assimilation zu verstehen –, zum zweiten Zugehörigkeit zur *Bürgerklasse* – also ganz im Einklang mit dem von Linke betonten *sozialen* Distinktionsstreben – zu demonstrieren.

Anstelle einer sozialsymbolischen Virulenz setzt Braeses Untersuchung den Begriff eines „*bewusste[n] Differenz-Projekt[s]*“ (Braese 2010, S. 17, Herv. i. O.), das deutsche Sprachkultur von Juden in einzelnen Fällen gebildet habe. Sowohl in Mendelssohns Übersetzungsprojekt, das Braese – im Anschluss an Andrea Schatz – als Projekt kenntlich macht, das Juden erleichtern sollte, unter den Bedingungen des Exils Juden zu bleiben, als auch in Heines weitreichendem poetologischen Unternehmen einer „biblischen Schreibweise“ (vgl. Braese 2010, S. 17–18) lassen sich Arbeitsweisen jüdischer Autor:innen mit der deutschen Sprache identifizieren, die explizit keine risslose Ein- oder Unterordnung in Traditionen deutscher Sprachkultur, wie sie von der Mehrheitsgesellschaft geprägt worden war, anstrebten, sondern – im Gegenteil – einen nicht nur eigenständigen, sondern als explizit jüdisch kenntlichen Gebrauch zu demonstrieren und durchzusetzen versuchten. Ihre explizite Intentionalität, aber auch ihre viel spezifischere Reichweite unterscheidet diese ‚Projekte‘ nachhaltig von der von Linke angeführten sozialsymbolischen Funktion. So minoritär solche „*bewußte[n] Differenz-Projekt[e]*“ auch

im Raum deutscher Sprachkultur von Juden waren, so darf hingegen nicht unterschätzt werden, dass eine weitaus höhere Zahl von jüdischen Sprecher:innen und Autor:innen ihre sprachliche Aktivität sehr wohl im Traditionsraum deutscher Sprachkultur *von Juden* wahrgenommen, oftmals kritisch überprüft und weiterzuentwickeln gesucht haben. Autoren wie Sigmund Freud, Kraus oder Franz Kafka etwa hatten ein sehr genaues Bewusstsein von ihren Vorläufern in diesem Traditionsraum, ohne indes in ihren Urteilen notwendig übereinzustimmen.

Der Forschungsabriss zeigt, dass eine wissenschaftliche Arbeit zu Begriff und Geschichte deutscher Sprachkultur von Juden noch ganz am Anfang steht. Die Gründe hierfür sind vielfältig. Dazu zählt etwa die Nachhaltigkeit, mit der nationalkulturelle Imprägnierungen gerade in den Geisteswissenschaften fortwirken und die Binnendifferenzierung verschiedener Sprachkulturen innerhalb eines Sprachsystems blockiert haben. Straßners *Deutsche Sprachkultur* bildet dafür ein Beispiel, auch wenn viele seiner historischen Beispiele genau solcher Homogenisierung von Sprachkulturen unter nationalem Vorzeichen zugearbeitet hatten. Dazu mag aber auch das – zumindest für den deutschen Wissenschaftsbetrieb durchaus verständliche – Zögern zählen, zwischen einer jüdischen und einer nichtjüdischen Sprachpraxis zu unterscheiden, schien eine solche Differenzierung doch an das antisemitische Stereotyp einer konstitutionellen Unfähigkeit von Juden, ‚richtiges' Deutsch zu sprechen, zu gemahnen. Dessen ungeachtet hat eine heute nicht mehr übersehbare Fülle von Untersuchungen und Überblicksdarstellungen auf die eminenten Leistungen deutschsprachiger Jüdinnen und Juden in Literatur und Wissenschaft verwiesen und ist mal mehr, mal weniger der Frage nachgegangen, ob und ggf. welche Bedeutung dem Jüdisch-Sein ihrer Verfasser:innen zukommt. ‚Sprachkultur' bedeutet vorzuschlagen, eine Tradition jüdischer Sprachpraxis in einen Zusammenhang zu dieser Produktivität zu stellen.

4 Vom Singular zum Plural

Mit der Betrachtung einer spezifischen Sprachkultur deutschsprachig-jüdischer Autor:innen vom 18. Jahrhundert bis zur Literatur der Gegenwart soll darauf verwiesen sein, dass das Verhältnis jüdischer Autor:innen zur deutschen Sprache eine seit der Haskala im Spannungsfeld von sprachassimilativen bis deutsche Sprache ganz für jüdische Belange reklamierenden Tendenzen eine wiederkehrende Problemkonstellation darstellt. Gerade die literarischen Dokumente solcher Konstellationen weisen diese häufig explizit aus, indem sie Zuschreibungen an die deutsche Sprache nicht nur vornehmen, sondern zum Gegenstand ihrer eigenen dichterischen Praxis machen – und damit nicht nur deren Produktivität belegen können, sondern auch die historischen wie die autorspezifischen Nuancen sichtbar machen. Dabei werden gesellschaftliche Bedingungen von Sprachkulturen und ihre Verbindung mit kulturellen Traditionen und sozialen Differenzierungen ebenso sichtbar, wie intellektuelle Beauftragungen der Sprache mit durchaus anspruchsvollen geistigen und praktischen Wirkungspotenzialen.

‚Sprachkultur' als Paradigma erhält seine Legitimation aus dieser Möglichkeit, ein diachron aussagekräftiges Muster zu benennen: Obgleich als Forschungsansatz erst in seinen Anfängen, erscheint es gleichwohl geeignet, auf die Gesamtheit deutschsprachig-jüdischer Literatur eine Perspektive zu richten, die nicht nur überkommene Master-Narrative und traditionelle Dichotomien zu entkräften, sondern spezifische Aufschlüsse über die für sie signifikante Produktivität sichtbar zu machen verspricht. Voraussetzung dafür bildet jedoch ein Aufbrechen des in der Forschung bisher verbreiteten Singulars in den Plural. Bestimmungen der Sprachkultur, wie sie in den hier vorgestellten Forschungsbeiträgen skizziert wurden, dürfen nämlich nicht hinwegtäuschen zum einen über ihre objektive Diversität, zum andern über die äußerst lebhaften Debatten im kulturwissenschaftlich, gerade auch postkolonialistisch inspirierten Feld, die einer irgend normativen Festlegung entgegenstehen. Wenn das Paradigma dieses Handbuchs ‚Sprachkulturen' lautet, also den Plural, nicht den Singular gewählt hat, so trägt es diesen Sachverhalten Rechnung. Deutschsprachig-jüdische Literatur und Kultur von der Aufklärung bis zur Gegenwart in ihrem gesamten geografischen Verbreitungsraum weist eine Vielfalt auf, die durch ihre Subsumierung unter den Singular *einer* deutschen Sprachkultur von Juden einer problematischen Homogenisierung unterworfen würde. Zugleich lag es uns als Herausgeber:innen dieses Bandes fern, die von unseren Beiträger:innen – Literatur- und Kulturwissenschaftler:innen, Historiker:innen und Linguist:innen – im Kontakt zu ihrer jeweiligen Disziplin und ihrem jeweiligen Forschungsfeld verwendeten Begriffe der ‚Sprachkultur' einer Normierung zu unterstellen, die nicht nur den Entwicklungen in der Debatte, sondern auch den Geboten der Interdisziplinarität widersprechen würde. So divers sich die Erscheinungen deutscher Sprachkulturen von Juden zu erkennen geben, so bleiben sie gleichwohl durch eine signifikante Kennung verbunden: als Verwendungen der und Zuschreibungen an die deutsche Sprache, die mal mittelbar, mal unmittelbar an die Geschichte und die Erfahrungen, die Juden und Jüdinnen durchlaufen haben, geknüpft und von ihnen geprägt sind.

5 Zu den Sektionen

In fünf Sektionen schreitet das Handbuch Untersuchungsfelder ab, die für die Entstehung und die markante Profilierung deutscher Sprachkulturen von Juden und Jüdinnen konstitutiv waren.

Die Sektion „Die Sprachpolitik im Spannungsfeld von Nationalismus und Identitätsdebatten" rückt die explizit sprachpolitischen Maßnahmen in den Blickpunkt, die gegen Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von den Regierungen und Behörden im Habsburgerreich, in der Schweiz und in Preußen, das hier exemplarisch für die deutschen Territorien betrachtet wird, erlassen wurden. Dieser Politik wächst schon allein deswegen besondere Bedeutung zu, weil sie durch die Verbindung genuin aufklärerischer Intentionen mit dem Durchsetzungsanspruch absolutistischer Regierungsgewalt den ‚Eintritt' vieler Juden und Jüdinnen in die Deutschsprachigkeit mit einer folgenreichen Ambivalenz versah.

Die Sektion zeichnet nach, wie sich diese jüdische Deutschsprachigkeit zwischen den Bildungsidealen der Haskala und dem politischen Zugriffs- und Reglementierungswillen konstituiert und wie sie – historisch immer wieder unterschiedlich – im Spannungsfeld von jüdischer Identität und Nationalgedanke verortet ist. Dass dabei das (wechselnde) Verhältnis zu anderen jüdischen Sprachen eine Rolle spielt, zeigt sich in den kulturpolitischen Zuschreibungen, aber auch in einem Blick auf die sprachhistorischen Grundlagen hinsichtlich der Sprachsituation von Juden und Jüdinnen im Spektrum der sprachlichen Varietäten des Deutschen.

Zur Verbreitung der deutschen Sprache unter Juden und Jüdinnen in Mitteleuropa trugen entscheidend einige gesellschaftlich-soziale Einrichtungen bei, von denen die der Schule der offiziellen Sprachpolitik am nächsten stand. Die Sektion „Institutionalisierung und Etablierung im Kontext der Haskala“ beleuchtet neben der schulischen Spracherziehung jedoch noch weitere Bereiche, in denen deutschsprachige Praxis von Juden und Jüdinnen gewissermaßen ausdrücklich vorgeführt, auf diese Weise zur Nachahmung empfohlen und in ihrer Eignung zur Artikulation gerade auch genuin jüdischer Gegenstände und Interessen demonstriert wurde: Dies war eine bereits seit Mitte des 18. Jahrhunderts behutsam einsetzende öffentliche Korrespondenz von Juden und Jüdinnen in deutscher Sprache; dies war zudem die öffentlich weniger sichtbare, aber durch die Teilhabe zahlreicher Multiplikatoren äußerst einflussreiche deutsche Sprachpraxis von Jüdinnen und Juden im Salon; und dies war die im Verlauf des 19. Jahrhunderts sich in enormer Breite entfaltende jüdische Presse in deutscher Sprache, die unübersehbar zeigte, dass jüdische Gegenstände, Belange und Interessen in deutscher Sprache angemessen zum Ausdruck gebracht werden konnten. Das alles steht im Kontext einer Teilhabe jüdischer Autor:innen an der sich in den Zentren der Aufklärung entfaltenden intellektuellen (bis gelehrten) Kultur, in der die deutsche Sprache zum Medium der Teilhabe und eines Ausweises Geltung beanspruchender Positionen wird.

Dass einige der bis heute herausragendsten sprachphilosophischen Schriften von jüdischen Autor:innen deutscher Sprache stammen, bezeichnet bereits die Bedeutung, die Sprachdenken in den deutschen Sprachkulturen von Juden einnahm. Die gleichnamige Sektion schreitet einige der Schriften u. a. von Moses Mendelssohn, Lazarus Bendavid, Ernst Cassirer, Berthold Auerbach, Fritz Mauthner, Theodor W. Adorno, Walter Benjamin, Ludwig Wittgenstein und George Steiner ab und widmet sich explizit der Frage, in welchem Maß die sprachphilosophischen Reflexionen dieser Autoren – vorzüglich der Moderne – von jüdischen Traditionsbezügen bestimmt sind oder aber sich bereits in einer Denkwelt bewegen, die in der Folge von Assimilationen und Säkularisierungen den Nachweis solcher Spuren nicht mehr zulässt.

Die Sektion „Deutsch als jüdische Sprache – im Widerstreit“ fokussiert verschiedene Bemühungen im Verlauf deutschsprachig-jüdischer Geschichte, die deutsche Sprache als explizit jüdische Sprache, gleichsam in programmatischer Absetzung von einem Programm der Assimilation an die Mehrheitsgesellschaft oder in Auseinandersetzung mit ihr als feindlichem Gegenüber, zu gewinnen. Der Einsatz der deutschen Sprache im reformierten Gottesdienst, ihre Stellung in der zionistischen Bewegung sowie ihre Bedeutung in Palästina und auch den ersten Jahren des Staates Israel verweist auf ihre Verwendung in Zusammenhängen, die

keineswegs auf die Einordnung in eine nichtjüdische Mehrheitsgesellschaft, sondern – im Gegenteil – auf eine Stärkung und Beförderung explizit jüdischer Interessen zielt. Energischer Kritik war dieses Projekt hingegen von jenen ausgesetzt, die es als direkte Konkurrenz zur Etablierung des Jiddischen als jüdischer Weltsprache empfanden. Auch literarische Unternehmen, die die deutsche Sprache in verschiedensten Ausgestaltungen als ‚biblische Sprache' einsetzte, arbeiteten dem Projekt, sie als jüdische Sprache zu profilieren, zu. Den vernichtendsten Schlag erhielten die Bemühungen, Deutsch als jüdische Sprache zu etablieren, jedoch durch den Nationalsozialismus. Nicht nur die Vertreibung und Ermordung unzähliger deutschsprachiger Jüdinnen und Juden, sondern auch der Gebrauch der deutschen Sprache zur Konzeption der Massenvernichtung und zur Mobilisierung der deutschen Bevölkerung für Angriffskrieg und Vernichtungspolitik schienen es auf lange Zeit für Juden und Jüdinnen unmöglich zu machen, die deutsche Sprache als ein genuines Idiom zum eigenen Ausdruck zu verwenden. Wie sie auf diese Situation reagierten, zeigen Blicke auf die Arbeit von Karl Kraus und Victor Klemperer, Hilde Domin und Mascha Kaléko, Paul Celan und Ilse Aichinger.

Die letzte Sektion des Handbuchs ist der konstitutiven Stellung der Mehrsprachigkeit in den deutschen Sprachkulturen von Juden gewidmet. Von der Ghettoliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zur aktuellsten Gegenwartsliteratur bildet Mehrsprachigkeit eine ihrer geradezu kontinuierlichen Komponenten. Wenn auch Globalisierung und Immigrationen Mehrsprachigkeit auch jenseits deutscher Sprachkulturen jüdischer Autor:innen zu einer häufigeren Erscheinung in der Gegenwartsliteratur haben werden lassen, so verdeutlichen die in dieser Sektion diskutierten Beispiele doch den spezifischen Traditionsraum, den Mehrsprachigkeit und ihre Praxis in der jüdischen Erfahrung einnahmen und einnehmen. Zugleich werden jüdische Autor:innen, die sich vielfältig und oftmals äußerst subtil eingesetzter Mehrsprachigkeit bedienen, unweigerlich erkennbar als Vorläufer:innen einer Entwicklung, die – auch politisch, auch gesellschaftlich – die Welt der Nationalstaaten hinter sich gelassen hat.

Gershom Scholem hat das Aufeinandertreffen einer „neuerwachende[n] Produktivität der Juden" mit dem „Höhepunkt einer großen Produktivität des deutschen Volkes" nach 1750 als „Amalgamierung einer großen historischen Stunde" bezeichnet, die „ihrer Intensität und ihrem Umfang nach keine Parallele in den Begegnungen der Juden mit anderen europäischen Völkern" habe (Scholem [1966] 1970, S. 29). Deutsche Sprachkulturen von Juden und Jüdinnen sind das Produkt, aber auch das Medium dieser nach Scholem singulären historischen Begegnung, das maßgeblich zu ihrer spektakulären Produktivität beigetragen hat.

Aachen, im November 2022

Literatur

Adorno, Theodor W.: Noten zur Literatur. Frankfurt a. M. 1981.

Braese, Stephan: Eine europäische Sprache. Deutsche Sprachkultur von Juden 1760–1930. Göttingen 2010.

Diner, Dan: Imperiale Residuen. Zur paradigmatischen Bedeutung transterritorialer jüdischer Erfahrung für eine gesamteuropäische Geschichte. In: Daniel Weidner (Hg.): Figuren des Europäischen. Kulturgeschichtliche Perspektiven. Paderborn/München 2006, 259–274.

Eibl, Karl: Sprachkultur im 18. Jahrhundert. Über die Erzeugung von Gesellschaft durch Literatur. In: Rainer Wimmer (Hg.): Sprachkultur. Jahrbuch 1984 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf 1985, 108–124.

Fix, Ulla u. a.: Aufgaben der Sprachkultur in der Bundesrepublik Deutschland. Podiumsgespräch. In: Jürgen Scharnhorst (Hg.): Sprachkultur und Sprachgeschichte. Herausbildung und Förderung von Sprachbewußtsein und wissenschaftlicher Sprachpflege in Europa. Frankfurt a. M. u. a. 1999, 284–317.

Freimark, Peter: Sprachverhalten und Assimilation. Die Situation der Juden in Norddeutschland in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Saeculum 31/3 (1980), 240–261.

Gilman, Sander L.: Jüdischer Selbsthaß. Antisemitismus und die verborgene Sprache der Juden. Aus d. Amerik. von Isabella König. Frankfurt a. M. 1993 [engl. 1986].

Gotzmann, Andreas: Vatersprache und Mutterland: Sprache als nationaler Einheitsdiskurs im 19. Jahrhundert. In: Michael Brenner (Hg.): Jüdische Sprachen in deutscher Umwelt. Hebräisch und Jiddisch von der Aufklärung bis ins 20. Jahrhundert. Göttingen 2002, 28–42, 113–116.

Koelbl, Herlinde: Jüdische Portraits. Photographien und Interviews. Frankfurt a. M. 1989.

Koselleck, Reinhart: The European Revolutions of 1848 and Jewish Emancipation – A Comment. In: Werner E. Mosse/Arnold Paucker/Reinhard Rürup (Hg.): Revolution and Evolution. 1848 in German-Jewish History. Tübingen 1981, 55–62.

Kraus, Karl: Die Sprache [1937]. Hg. von Christian Wagenknecht. Frankfurt a. M. 1997.

Linke, Angelika: Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart/Weimar 1996.

McCagg, William O.: A History of Habsburg Jews, 1670–1918. Bloomington/Indianapolis 1989.

Möller, Georg: Ein Begriff zu freier Verfügung: Sprachkultur. In: Sprachpflege und Sprachkultur. Zeitschrift für gutes Deutsch 37/1 (1988), 19–21.

Scharnhorst, Jürgen: Zur Geschichte der Sprachkultur. Die Sprachkulturtheorie der Prager Schule. In: Jörg Meier/Arne Ziegler (Hg.): Deutsche Sprache in Europa. Geschichte und Gegenwart. Festschrift für Ilpo Tapani Piirainen zum 60. Geburtstag. Wien 2001, 219–229.

Scholem, Gershom: Juden und Deutsche [1966]. In: Ders.: Judaica II. Frankfurt a. M. 1970, 20–46.

Straßner, Erich: Deutsche Sprachkultur. Von der Barbarensprache zur Weltsprache. Tübingen 1995.

Techtmeier, Bärbel: Thesen zur Sprachkultur. In: Zeitschrift für Germanistik N.F. 5/4 (1984), 389–400.

Volkov, Shulamit: Sprache als Ort der Auseinandersetzung mit Juden und Judentum in Deutschland, 1780–1933. In: Wilfried Barner/Christoph König (Hg.): Jüdische Intellektuelle und die Philologien in Deutschland 1871–1933. Göttingen 2001, 223–238.

Weinrich, Harald: Mit Sprachnormen leben. In: Ders.: Wege der Sprachkultur. Stuttgart 1985, 11–18.

Wimmer, Rainer: Sprachkultivierung durch Sprachkritik: Ein Plädoyer für reflektierten Sprachgebrauch. In: Mitteilungen des Instituts für Deutsche Sprache, Mannheim 10 (1984), 7–28.

Wimmer, Rainer: Sprachkritik und Sprachkultur. In: Hans Jürgen Heringer u. a. (Hg.): Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache. Paris 1994, 253–264.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.